

Dr. Michael Schmidt-Salomon (Trier)

## „Ich weiß nur dies, dass ich kein Marxist bin...“

### Karl Marx und die Marxismen

---

Als Karl Marx am 14. März 1883 starb, hinterließ er ein gewaltiges, Tausende von Seiten umfassendes Werk, das die historische Entwicklung prägen sollte wie kaum ein anderes. Und doch war Marxens Lebenswerk auf merkwürdige Weise unvollendet, glich eher einem gigantischen Torso als einer nach allen Seiten abgedichteten, in sich stimmigen Weltanschauung. Die offensichtlichen Lücken und Widersprüche innerhalb der Marxschen Ursprungsphilosophie standen der Verbreitung des Marxismus jedoch kaum im Wege. Im Gegenteil! Sie waren und sind mitverantwortlich dafür, dass der Marxismus sich in allen nur erdenklichen Varianten über den Erdball ausbreiten konnte und dass er auch heute noch – viele Jahre nach dem Zusammenbruch des „real existierthabenden Sozialismus“ – alles andere als erledigt ist.

Schon zu Marx' Lebenszeiten gab es recht unterschiedliche Auffassungen darüber, was man unter Marxismus eigentlich zu verstehen habe. Es gibt einen häufig zitierten Ausspruch von Marx, der dies andeutet: „Alles, was ich weiß, ist, dass ich kein Marxist bin“<sup>1</sup>. Marx bezog sich hier auf eine Variante des französischen Marxismus, der zeitweise auch durch seine beiden Schwiegersöhne Charles Lonquet und Paul Lafargue repräsentiert wurde. Es gab Autoren, die aus diesem Ausspruch ableiten wollten, dass Marx eine generelle Abscheu gegen die Dogmatisierung seiner Lehre hegte. Wahrscheinlich ist dies zu weit gegriffen. Marx hatte sicherlich keine Probleme mit dem „Ismus“ an sich, Aufklärung und Kritik, Sonderheft 10/2005

aber er konnte das, was unter seinem Namen gedacht und entwickelt wurde, nicht mit seiner eigenen Lehre in Einklang bringen. Wenn Marx sagte, „Ich bin kein Marxist“, so sollte dies wohl nur heißen: „Wenn das Marxismus ist, dann bin ich kein Marxist!“

Ich werde nachfolgend versuchen zu ergründen, was denn Marx von all jenen Marxismen gedacht hätte, die sich erst nach seinem Tod entwickelten. Kein leichtes Unterfangen angesichts der Vielzahl heterogener Ideen, Strömungen und Bewegungen, die im Laufe der Geschichte mit dem Etikett „Marxismus“ versehen wurden. Selbstverständlich wird es hier nicht möglich sein, die gesamte Bandbreite des Marxismus abzudecken, und einige wesentliche Punkte werden wir auch nur sehr oberflächlich streifen können.

Besondere Aufmerksamkeit verdient zweifellos der Marxismus-Leninismus, den ich *im ersten Teil* meiner Ausführungen darstellen werde, da diese Variante des Marxismus in der Geschichte von größter Bedeutung war. Der *zweite Teil* wird Sozialdemokratie und Spartakusbund zum Thema haben, der *dritte Teil* wird sich mit den Dissidenten des bürokratischen Sozialismus des Ostblocks beschäftigen, der *vierte Teil* mit marxistischen Bewegungen in China, Kambodscha und Lateinamerika, der *fünfte Teil* wird die (frühe) Kritische Theorie zum Gegenstand haben, der *sechste Teil* die sog. „Neue Linke“ und der *siebte Teil* den Einfluss des marxistischen Denkens auf die Kunst sowie auf die französische Philosophie. Im abschlie-

Benden *achten Teil* werde ich versuchen, eine Antwort auf die Frage „Was bleibt vom Marxismus?“ zu geben.

### **1. Die „Diktatur des Proletariats“ in Russland (Leninismus, Stalinismus)**

Anfang des 20. Jahrhunderts entstand eine besondere Spielart des Marxismus, die von vielen Menschen bis heute mit dem Marxismus an sich gleichgesetzt wird: der Marxismus-Leninismus. Bei genauerer Betrachtung ist diese Zusammensetzung jedoch höchst problematisch, denn zentrale Aspekte der marxistischen und der leninistischen Philosophie sind unvereinbar. Dies zeigt sich nicht zuletzt in der Differenz von Vergesellschaftung und Verstaatlichung.<sup>2</sup>

Vergesellschaftung bedeutet bei Marx freie Assoziation der Produzenten (nicht Planungsanweisungen aus der Parteizentrale!), Aufhebung entfremdeter Produktions- und Konsumtionsweisen (nicht anonymisierte Massenproduktion in Fabriken und Kolchosen!), ihr Ziel ist die Verwirklichung des Selbst als Individuum wie auch als Gattungswesen (nicht die Unterwerfung des Individuums unter ein bürokratisch organisiertes Kollektiv!). Unter nicht entfremdeten Arbeitsbedingungen, die durch eine Vergesellschaftung herzustellen wären, schreibt Marx, wäre die Arbeit „freie Lebensäußerung, daher Genuss des Lebens. [...] In der Arbeit wäre [...] die Eigentümlichkeit meiner Individualität, weil mein individuelles Leben bejaht. Die Arbeit wäre wahres tätiges Eigentum.“<sup>3</sup>

Mittels Verstaatlichung, welche notwendigerweise mit einem weitreichenden System bürokratischer Herrschaft verbunden ist, lässt sich eine solche auf individuelle Selbstentfaltung ausgerichtete Produktionsform kaum erreichen. Im Gegenteil!

Marx zufolge befinden sich die Proletarier prinzipiell „im direkten Gegensatz zu der Form, in der die Individuen der Gesellschaft sich bisher einen Gesamtausdruck gaben, zum Staat, und müssen den Staat stürzen, um ihre Persönlichkeit durchzusetzen.“<sup>4</sup>

Unumwunden teilt Marx den Hass der Pariser Kommune auf die – so Marx wörtlich im ersten Entwurf zum „Bürgerkrieg in Frankreich“ – „zentralisierte Staatsmaschinerie, die mit ihren allgegenwärtigen und verwickelten militärischen, bürokratischen, geistlichen und gerichtlichen Organen die lebenskräftige bürgerliche Gesellschaft wie eine Boa constrictor umklammert.“<sup>5</sup>

Konsequenterweise wendet sich Marx wenige Zeilen später der Staatsbesessenheit vorangegangener Revolutionen zu, und seine Worte klingen beinahe wie eine böse Vorahnung des Elends von 1917ff.: „Alle Revolutionen vervollkommneten [...] nur die Staatsmaschinerie, statt diesen ertötenden Alp abzuwerfen. Die Fraktionen und Parteien der herrschenden Klassen, die abwechselnd um die Herrschaft kämpften, sahen die Besitzergreifung (Kontrolle) (Bemächtigung) und die Leitung dieser ungeheuren Regierungsmaschinerie als die hauptsächliche Siegesbeute an. Im Mittelpunkt ihrer Tätigkeit stand die Schaffung ungeheurer stehender Armeen, eine Masse von Staatsparasiten und kolossaler Staatsschulden.“<sup>6</sup>

Angesichts dieser Verirrungen war für Marx evident, dass eine wirkliche Revolution des Volkes großen Wert auf einen schnellen Abbau des Staatsapparates legen musste. Auch deshalb pries er die Pariser Kommune. Die zentrale Devise formulierte er unmissverständlich: „Beseitigung der Staatshierarchie überhaupt und Aufklärung und Kritik, Sonderheft 10/2005

Ersetzung der hochfahrenden Beherrscher des Volkes durch jederzeit absetzbare Diener, der Scheinverantwortlichkeit durch wirkliche Verantwortlichkeit, da sie dauernd unter öffentlicher Kontrolle arbeiten.“<sup>7</sup>

Wie anders war Lenins Sicht der Dinge. Wenn Marx die Frage „Staat oder Kommunismus?“ stellte, so entschied sich Lenin eindeutig für den Staat, gegen die kommunistische Gesellschaft<sup>8</sup>. Im Gegensatz zu Marx fußte Lenins Denken nicht in der Tradition der europäischen Aufklärung. Sein Revolutionseifer wurzelte nicht im Bewusstsein einer breiten liberalen und humanistischen Emanzipationsbewegung, sondern war vor allem Ausdruck eines durch die eigene Biographie induzierten Hasses auf die Obrigkeit. Lange bevor er sich in die Lektüre von Marx und Engels begab, war Lenin entschlossen zum gewaltsamen Umsturz des zaristischen Regimes. Unter der Anleitung seines Bruders Alexander hatte er eifrig die Werke der führenden russischen Revolutionäre gelesen. Den entscheidenden Anstoß dazu, selbst Berufsrevolutionär zu werden, erhielt er durch den Tod des geliebten Bruders, der wegen der Beteiligung an einem Attentatsversuch auf den Zaren hingerichtet wurde.

Der unbändige Revolutionseifer Lenins wurde später von einer Vielzahl russischer Marxisten scharf kritisiert. Man warf ihm vor, die Marxschen Werke eindimensional für seine revolutionären Zwecke zu missbrauchen. Führende marxistische Theoretiker wie Rykow und Plechanow (letzterer prägte den Begriff des „dialektischen Materialismus“) wiesen darauf hin, dass Marx die sozialistische Revolution als Endprodukt der kapitalistischen Entwicklung verstanden habe und dass in Aufklärung und Kritik, Sonderheft 10/2005

Russland die Bedingungen für eine solche Entwicklung objektiv nicht gegeben seien. Folgerichtig beteiligten sich die russischen Marxisten auch an der provisorischen Regierung, die nach der Februarrevolution angetreten war, die Grundsteine für eine bürgerliche, parlamentarische und kapitalistische Entwicklung in Russland zu legen.

Lenin, dessen Denken nicht unwesentlich von dem Terroristen Netschajew beeinflusst war, hatte zwar eine Zeitlang mit einem solchen, im Einklang mit dem dialektischen Geschichtsmodell stehenden Marxismus sympathisiert, später jedoch bezeichnete er diese Position als „unmarxistischen bürgerlichen Opportunismus“.

Gleich in seiner ersten Rede nach der Rückkehr aus Deutschland rief er zum Sturz der provisorischen Regierung auf. Die Mehrzahl der Mitglieder der Generalkonferenz reagierte darauf mit wütendem Protest. Bogdanow schrie: „Das sind die Wahnvorstellungen eines Irrsinnigen!“ und Goldenberg, früherer Mitarbeiter Lenins, kommentierte zornig: „Alles, was wir eben gehört haben, ist eine völlige Verleugnung der ganzen sozialdemokratischen Doktrin, der ganzen Theorie des wissenschaftlichen Marxismus. Wir haben soeben ein klares und unmissverständliches Bekenntnis zum Anarchismus gehört. Sein Verkünder, der Erbe Bakunins, ist Lenin. Lenin, der Marxist, Lenin, der Führer unserer militanten Sozialdemokratischen Partei, ist nicht mehr. Ein neuer Lenin ist erstanden, Lenin, der Anarchist.“<sup>9</sup>

Dieser scharfe Angriff auf Lenin durch seine eigenen Gefolgsleute ist vor dem Hintergrund des marxistischen Geschichtsmodells verständlich. Russland hatte gerade den Feudalismus überwunden, nach marxistischer Auffassung hätte nun erst

einmal eine kapitalistische Phase erfolgen müssen, die durch Schaffung entwickelter Produktivkräfte und einer großen Proletarierklasse die Voraussetzungen liefern sollte für einen sozialistischen Umsturz in ferner Zukunft. Lenin wollte aber gewissermaßen eine Abkürzung zum Sozialismus nehmen. Dies glich nach Einschätzung der orthodoxen Marxisten einem anarchistischen Akt. Deshalb auch Goldenbergs Vergleich des Staatssozialisten Lenin mit dem Anarchisten Bakunin, der im ersten Moment ein wenig verrückt klingt, jedoch nicht völlig unbegründet ist. Tatsächlich zählten Bakunin und Netschajew zu den Inspirationsquellen Lenins. Von ihnen übernahm er den Typus des Berufsrevolutionärs, sowie die Bereitschaft zu Terror und direkter Aktion – unabhängig davon, ob nach Marxscher Theorie nun eine revolutionäre Situation vorlag oder nicht.

Wie wir wissen, konnten sich Bogdanow und Goldenberg damals nicht durchsetzen. Als geschickter Taktiker verstand es Lenin in der Folgezeit, die marxistische Opposition innerhalb seiner Partei mehr und mehr auszuschalten und den „schwarzen Schimmel“ des Marxismus-Leninismus als einzig wahres Zugpferd des Kommunismus zu verkaufen.

Auf Marx direkt berufen konnte sich Lenin dabei nur wenig. Anschlussfähig waren sicherlich Teile der Marxschen Kapitalismuskritik sowie das revolutionäre Modell der proletarischen Machtergreifung. Der Kern der marxistisch-leninistischen Doktrin jedoch stammt aus der Feder Lenins, der die offensichtlichen Lücken der marxistischen Theorie nach eigenem Gusto auffüllte. In diesem Zusammenhang sind von besonderer Bedeutung:

– die Idee der kommunistischen Kaderpartei, die die Führung des Proletariats im Kampf um den Sozialismus übernehmen sollte – ein Konzept, das Lenin in seiner berühmten Schrift „Was tun?“ 1902<sup>10</sup> entwickelte und das bereits 1903 zur Spaltung der russischen Sozialisten in Menschewiki und Bolschewiki führte;

– die Entwicklung einer Staatstheorie, die im ursprünglichen marxistischen Konzept nicht enthalten war. Vor allem in „Staat und Revolution“ von 1917 verdeutlicht Lenin die Notwendigkeit eines massiven Staatsapparates, der der Partei der Arbeiterklasse zur Verfügung stehen müsse, um die Feinde des Sozialismus zu bekämpfen und die Masse der Bevölkerung im sozialistischen Sinne anzuleiten<sup>11</sup>

– die Formulierung einer sozialistischen Imperialismustheorie, die einerseits die marxistische Theorie vom global expandierenden Kapital sinnvoll ergänzte, andererseits aber auch als ideologische Begründung für den starken sozialistischen Staat und seine „antiimperialistischen Schutzwälle“ erhalten musste.<sup>12</sup>

Da die Imperialismustheorie nicht nur für den Staatssozialismus des Ostblocks, sondern auch für die militanten Befreiungskämpfe in China, Afrika und Lateinamerika sowie für die Entwicklung der außerparlamentarischen linken Bewegungen bis heute von großer Bedeutung ist, soll sie hier kurz beleuchtet werden:

Lenin verstand den Imperialismus als höchstes – das heißt auch: letztes! – Entwicklungsstadium des Kapitalismus. Der Imperialismus ist durch einen aggressiven Charakter gekennzeichnet, der sich aus dem Streben der Monopole sowie der durch sie gesteuerten politischen Mächte nach Rohstoffquellen, Absatzmärkten, Einflussphären und Militärstützpunkten

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 10/2005

ergibt. Die ungleichmäßige ökonomische Entwicklung der imperialistischen Zentren führt notwendigerweise zu einem steten Kampf um Neuverteilung dieser Ressourcen in der Welt, ein Kampf, in dem sowohl ökonomische, politische und im Ernstfall auch militärische Mittel eingesetzt werden. Für die sozialistische Bewegung stellt der Imperialismus nach Lenin in zweifacher Hinsicht eine Gefahr dar: *Zum einen* ist er eine Bedrohung für all jene Staaten, die sich dem sozialistischen Weg verschrieben haben (eine Gefahr, die sich mit dem Zusammenbruch des real existierenden Sozialismus weitgehend erledigt hat), *zum anderen* ist der Imperialismus eine Bedrohung für den Erfolg des Sozialismus in den kapitalistischen Ländern, weil er dort das Proletariat und ihre Führer korrumpiert, da zumindest mittelfristig die Verelendung der Massen aufgrund der imperialistisch erschlossenen Gewinne nicht mehr *innerhalb* der entwickelten kapitalistischen Nationen erfolgt, sondern *außerhalb*, in der Peripherie, d.h. in den unterentwickelten Regionen, deren natürliche und humane Ressourcen hemmungslos ausgebeutet werden können. (Diese Denkfigur hat sich mit dem Zusammenbruch des Ostblocks freilich nicht erledigt. Wir begegnen ihr weiterhin, sogar in verstärkter Form in den heftigen Debatten um die Globalisierung.)

Doch kehren wir zu Lenin zurück: Nach der Oktoberrevolution brachten die Bolschewiki ihre politischen Widersacher rücksichtslos zur Strecke. Nicht nur in der Zeit des sog. „Kriegskommunismus“ mussten abertausende Menschen ihr Leben lassen – darunter nicht nur Anhänger des Zarenregimes, sondern auch zahlreiche Sozialisten, die mit dem von Lenin eingeschlagenen Kurs nicht einverstanden

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 10/2005

waren (bekanntestes Beispiel: der Kronstadter Matrosenaufstand). Die ebenso kompromisslose Verstaatlichung aller Betriebe führte zu einer schweren ökonomischen Krise, die schreckliche Hungersnöte zur Folge hatte. Etwa um das Jahr 1922 herum schien Lenin eingesehen zu haben, dass die rigorose Verstaatlichung ein schwerwiegender Fehler gewesen war. Plötzlich bezeichnete er diese, seine eigene Politik als „dumm und selbstmörderisch“ und empfahl seinen verdutzten Anhängern, den „Handel zu lernen“.<sup>13</sup> Etwas resigniert stellte er fest: „Bauern sind keine Sozialisten, und Pläne zu machen, als ob sie Sozialisten wären, hieße auf Sand bauen, das hieße unsere Aufgaben verkennen, das hieße, in drei Jahren nicht gelernt zu haben, unsere Programme der ärmlichen, mitunter bettelarmen Wirklichkeit, in der wir stecken, anzupassen...“<sup>14</sup> In einem seiner letzten Artikel hieß es gar: „Für den Anfang könnten wir etwas von der Kultur der Bourgeoisie gebrauchen.“<sup>15</sup>

Damit war Lenin am Ende wieder bei authentisch marxistischen Ansichten angelangt, Ansichten, die er selbst beispielsweise 1905 nachdrücklich vertreten hatte: „In solchen Ländern wie Russland leidet die Arbeiterklasse nicht so sehr unter dem Kapitalismus als vielmehr unter der ungenügenden Entwicklung des Kapitalismus. [...] Die bürgerliche Revolution ist im Interesse des Proletariats unbedingt notwendig. Je vollständiger und entschiedener, je konsequenter die bürgerliche Revolution sein wird, desto gesicherter wird der Kampf des Proletariats gegen die Bourgeoisie für den Sozialismus sein. Nur Leuten, die das Abc des wissenschaftlichen Sozialismus nicht kennen, kann diese Schlussfolgerung neu oder seltsam, ja paradox erscheinen.“<sup>16</sup>

Als Lenin im Jahr 1922 an seine alten Überzeugungen wieder anknüpfte, war sein Gesundheitszustand so miserabel, dass er nicht mehr in der Lage war, die zuvor begonnene „Neue Ökonomische Politik“ auf längere Zeit abzusichern. Er scheiterte auch mit seinem Vorhaben, den Genossen Stalin, den Lenin als „zu grob“ einschätzte, aus der gehobenen Stellung als Generalsekretär der Partei zu entfernen. Als seinen Nachfolger hatte Lenin Trotzki vorgesehen, aber nach seinem Tod dauerte es nicht lange, bis Stalin alle Macht im Sowjetreich erobert hatte. Unter seiner Herrschaft wurde das System des Terrors perfektionalisiert. „Säuberungswellen“ erschütterten das Land und kosteten unzählige Opfer. In der Gestalt des Stalinismus verkam der Marxismus-Leninismus vollends zur fundamentalistischen Politreligion. Während Lenin noch mit Unbehagen auf den Kult um seine Person reagiert hatte, genoss es Stalin sichtlich, sich als übermenschlichen Propheten der bolschewistischen Säkularreligion zu stilisieren, als vom Histomat bestimmten Führer der ausgewählten Volksgruppe „Arbeiterklasse“ und unfehlbaren Papst des kommunistischen Parteipriestertums.

Nach Stalins Tod versuchte Chruschtschow die Zügel der totalen Staatsmacht zu lockern, er wurde aber auf halbem Wege zurückgepiffen. Breschnew und seine nur kurz im Amt verweilenden Nachfolger Andropow und Tschernenko versuchten den Ostblock-Sozialismus mithilfe einer zentralistisch gesteuerten Bürokratie zu erhalten, gerieten aber im ökonomischen wie militärischen Wettlauf mit dem Westen zunehmend auf die Verliererstraße. Erst mit Gorbatschow änderte sich der Kurs dramatisch, er wollte mit seiner Perestroika- und Glasnost-Politik an die

alten Ideale des demokratischen Marxismus anknüpfen, die Öffnung des zuvor hermetisch abgeriegelten Gesellschafts- und Wirtschaftssystems führte jedoch zum Kollaps. Am Ende zeigte sich deutlich, wie Recht Marx hatte, als er vor den Folgen einer staatsfixierten Revolution warnte. In der Tat lässt sich das Wirken von Lenin, Stalin und Genossen kaum besser beschreiben als mit den bereits zitierten Worten von Marx: „Im Mittelpunkt ihrer Tätigkeit stand die Schaffung ungeheurer stehender Armeen, eine Masse von Staatsparasiten und kolossaler Staatsschulden.“

*Bewertung:* Ich bin überzeugt, dass Marx auf den Leninismus weit gereizter reagiert hätte als auf den französischen Marxismus seiner Zeit. Mit Lenins Imperialismustheorie hätte er sich wohl anfreunden können, nicht aber mit dessen Staats-, Wirtschafts- und Gesellschaftstheorie. Meine Vermutung: Hätte Marx zur Zeit der russischen Revolution gelebt, wäre er wahrscheinlich als Menschewik inhaftiert worden und einer stalinistischen Säuberungsaktion zum Opfer gefallen.

## **2. Sozialdemokratie und Spartakusbund**

Der Begriff Sozialdemokratie taucht in Deutschland das erste Mal 1848 auf und wurde kurze Zeit später zum zentralen Leitbegriff der politischen Arbeiterbewegung. Ziel der Sozialdemokratie war (und ist es mit Abstrichen möglicherweise auch heute noch?) die Verwirklichung einer solidarischen Gesellschaft auf der Basis einer Demokratisierung aller gesellschaftlichen Teilbereiche, insbesondere der Wirtschaft. Während in der Frühphase der Bewegung (insbesondere zur Zeit des Allge-

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 10/2005

meinen Deutschen Arbeitervereins) vor allem die Gedankenwelt Lassalles prägend war, gewannen unter dem Einfluss des Bismarckschen Sozialistengesetzes mehr und mehr die Konzepte von Marx und Engels an Bedeutung und sie blieben in der 1890 gegründeten Sozialdemokratischen Partei Deutschlands offiziell tonangebend bis zum Godesberger Grundsatprogramm von 1959. Heutzutage scheint es Teilen der SPD eher peinlich zu sein, dass die Partei eine ihre Wurzeln im Werk von Karl Marx hat. Daher verwundert es auch nicht, dass sich innerhalb der Sozialdemokratie – vielleicht einmal abgesehen von akademischen Arbeitskreisen innerhalb der Friedrich Ebert Stiftung – kaum noch jemand großartig mit dem Werk von Karl Marx beschäftigt.

Dies war jedoch – wie gesagt – früher völlig anders. Und so erschütterten die Widersprüche des Marxschen Werkes<sup>17</sup> auch die Arbeiterbewegung nachhaltig. Von Anfang an herrschte in der Sozialdemokratie ein scharfer Richtungsstreit vor. Während die einen für die proletarische Revolution votierten, traten die anderen für Reformen ein, präferierten die einen die Räte-Republik im Sinne der Pariser Kommune, sahen die anderen ihr Heil in der parlamentarischen Demokratie. Eben dieser Richtungsstreit war mitverantwortlich für die wohl schwerste innerparteiliche Krise der SPD in den Jahren 1916-1918, die die Spaltung der Partei in M- und USPD, die Entstehung der Spartakusgruppe und die Gründung der KPD zur Folge hatte.

Unzufrieden mit der reformorientierten, überopportunistisch erscheinenden Politik der Mehrheits-SPD im Allgemeinen und ihrer Unterstützung des im Sinne der Imperialismustheorie gedeuteten Krieges im Besonderen, versuchten damals Rosa Lu-

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 10/2005

xemburg und Karl Liebknecht, die führenden Köpfe des Spartakusbundes, eine revolutionär sozialistische Alternative zu entwickeln. Obwohl ihr Konzept tragisch scheiterte, gelten Luxemburg und Liebknecht bis heute innerhalb der außerparlamentarischen Linken als große Vorbilder.<sup>18</sup> Dies ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass sie bei aller Sympathie für die (damals noch junge) russische Revolution sich doch deutlich von dem autoritären Partei- und Staatskonzept Lenins abgrenzten und stattdessen einen basisdemokratischen Rätekommunismus vorschlugen. Außerdem vermag ihre beißende Kritik am zähen, organisationsfanatischen Parlamentarismus und ihre Bereitschaft zu spontaner Aktion all diejenigen zu begeistern, die glauben, dass Parlamente nichts wirklich bewegen können. Letztlich dürfte auch ihr Märtyrer-Status (beide bezahlten bekanntlich ihr Ideale mit dem Leben) nicht unwesentlich zu ihrer anhaltenden Popularität beigetragen haben.

*Bewertung:* Wäre Marx heute Sozialdemokrat? Das ist schwierig zu entscheiden, da wir nicht wissen, wie Marx unter den heutigen gewandelten sozioökonomischen Bedingungen denken würde. Etwas klarer scheint zu sein, wie er in den Jahren 1916-18 entschieden hätte. Wahrscheinlich wäre er wohl an der Seite von Liebknecht und Luxemburg aufgetaucht. Aber auch dies ist natürlich reine Spekulation. Zumindest gibt es zwischen Liebknecht/Luxemburg und Marx weniger theoretische Inkongruenzen als zwischen Marx und Lenin.

### 3, „Die Partei hat immer Recht?“, Der bürokratische Staatssozialismus des Ostblocks und die marxistischen Dissidenten

Im festen Griff der Breschnew-Doktrin brachten die Ostblockstaaten nur wenige Marxisten hervor, die Liebknecht oder Luxemburg hätten das Wasser reichen können. Die wenigen Ausnahmemarxisten, die es gab, wurden in der Regel inhaftiert, zensiert oder ausgewiesen, weil sie nicht in das bürokratische Herrschaftssystem passten, das (durchaus typisch für bürokratische Herrschaft) eine erschreckende Normierung in Richtung Mittelmäßigkeit zur Folge hatte.

Nach dem Tode Stalins wurde zwar das Instrument der physischen Eliminierung des Regimekritikers weit seltener angewandt als zuvor, dennoch war es nicht ungefährlich, auf die vielfältigen Widersprüche zwischen dem Marxschem Werk und der real sozialistischen Wirklichkeit hinzuweisen. Nur die bekanntesten Fälle, in denen marxistisches, aber bolschewismuskritisches Denken mit Verhaftung, politischer Isolation oder Ausweisung geahndet wurde, seien hier genannt: in der Sowjetunion Sacharow und Kopelew, in der CSSR die Agitatoren des „Prager Frühlings“, in der DDR Ernst Bloch, Robert Havemann, Wolf Biermann und Rudolf Bahro.

Mit dem Schlagwort des „bürgerlichen Revisionismus“ versuchten die kommunistischen Herrschaftseliten die Vertreter eines humanistischen, den Frühschriften von Marx verpflichteten Marxismus zu diffamieren. Der jugoslawische Marxist Petrovic, in dessen Zeitschrift „Praxis“ ein Großteil der führenden „marxistischen Revisionisten“ publizierte, fasste den Grund-

konsens der marxistischen Dissidenten in zwei Punkten zusammen:

1. „Der Sozialismus, wie ihn Marx begriffen hat, ist keine bürokratische Diktatur, sondern eine humane Gemeinschaft der befreiten Menschen. Deshalb kann er weder durch staatliche Reglementierung des gesellschaftlichen Lebens noch durch repressive Maßnahmen herbeigeführt werden, sondern nur durch die Entwicklung der Demokratie, das Absterben des Staates und der Einführung der Arbeiterselbstverwaltung in der Produktion.

2. Der Stalinismus ist keine neue Stufe in der Entwicklung des Marxismus, sondern eher eine Negation seines Wesens. [...] Marxismus ist eine humanistische Philosophie der Freiheit, Stalinismus eine pseudophilosophische Rechtfertigung der Sklaverei.“<sup>19</sup>

Was Ernst Bloch vom Christentum sagte, lässt sich leicht auf den staatsbürokratischen Marxismus-Leninismus übertragen: *Das Beste, was er hervorgebracht hat, sind seine Ketzer.* Und so verwundert es nicht, dass diese Ketzer, die einen „Kommunismus mit menschlichem Antlitz“ erschaffen wollten, auch heute noch in der linken Kultur eine gewisse Bedeutung haben, während die bürokratiefahlen Konzepte der Genossen Ulbricht, Honegger & Co. mit dem Untergang des real existiert habenden Sozialismus weitgehend in der Versenkung verschwunden sind.

*Bewertung:* Hier bin ich mir relativ sicher: Marx hätte kaum auf der Seite der Sozialismusbürokraten gestanden, die nur den Mangel verwalteten, sondern auf der Seite der Dissidenten. Insbesondere Rudolf Bahros marxistische Widerlegung der Aufklärung und Kritik, Sonderheft 10/2005



DDR-Gesellschaft („Die Alternative“)<sup>20</sup> hätte er wohl mit großem Genuss gelesen.

#### **4. „Von der Waffe der Kritik zur Kritik der Waffen“: China, Kambodscha, Lateinamerika**

In welch unterschiedlichen Gewändern der Marxismus auftreten konnte, erkennt man, wenn man über West- und Osteuropa hinausblickt<sup>21</sup>. Werfen wir zunächst einen Blick in den asiatischen Kulturkreis.

In China, wo die KP in den Zeiten des verheerenden Bürgerkrieges zwischen 1946 und 1949 die Macht eroberte, versuchte Mao Zedong eine chinesische Variante des Kommunismus zu etablieren. In der Zeit des „Großen Sprungs“ (1958-60) beabsichtigte er eine rasche Industrialisierung des Landes verbunden mit einer Dezentralisierung und Entbürokratisierung der Machtzirkel. Doch das Experiment scheiterte kläglich und löste eine der schwersten Hungersnöte in der chinesischen Geschichte aus, die mehr als zehn Millionen Menschen das Leben kostete. Während der darauf folgenden Konsolidierungsphase wuchs die Macht der Parteikader immer weiter an, was eine erneute Entbürokratisierungs-Initiative des weitgehend entmachteten Mao zur Folge hatte: die sog. „Kulturrevolution“, die ab 1966 in China wütete. Maos Hauptverbündete in diesem Kampf war die junge Generation in den Städten, die mit Gewalt gegen den alten Machtapparat und ihr kulturelles Umfeld vorging. Letztlich war aber auch die Kulturrevolution ein Desaster, das unzähligen Menschen das Leben kostete und am Ende doch nur zu einer Stärkung der alten Machteliten führte, die das kommunistische China mehr oder weniger streng nach sowjetischem Vorbild gestalteten.

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 10/2005

Im Westen wurde der „große Vorsitzende“ Mao in den 1968er Jahren dennoch als Politidol verehrt. Die Gründe hierfür liegen nicht in einer besonderen theoretischen Erneuerung, die der Maoismus gegenüber dem Marxismus erbracht hätte, sondern vielmehr in dem fehlenden Wissen der rebellierenden Studenten über die realen Verhältnisse in China. Zudem ließen sich das Bündnis des großen Vorsitzenden Mao mit der jungen Intelligenz in China sowie seine Bürokratie- und Partekritik romantisierend auf die eigene Situation übertragen. Die in den 70er-Jahren erfolgte Aufklärung über Maos brutalen Autoritarismus sorgte dann jedoch für einen raschen Niedergang seines Ansehens innerhalb der linken Subkultur. Die einst so virulente Gattung der deutschen Maoisten ist heute ausgestorben.

Kommen wir zu einer anderen, noch bedrohlicheren Variante des asiatischen Kommunismus: Das Regime der Roten Khmer in Kambodscha. Auf Kambodscha soll hier nur deshalb kurz eingegangen werden, weil in dem kleinen Land die wohl ungeheuerlichsten Verbrechen erfolgten, die je unter der Flagge des Marxismus-Leninismus begangen wurden. Unter Pol Pot und den Roten Khmer wurde Mord zur gängigen Herrschaftsmethode. Ein Viertel der Gesamtbevölkerung sollen in den rund dreieinhalb Jahren ihrer Terrorherrschaft gewaltsam ums Leben gekommen sein. „Lieber zehn Freunde schlachten, als einen Feind am Leben lassen!“ lautete die Maxime der roten Khmer. Mit dem Tode bestraft wurde nicht nur jede Kritik an der politischen Führung, sondern auch das Praktizieren religiöser Riten, ein ungenehmigter Familienbesuch oder ein Sexualkontakt außerhalb der Ehe. Pol Pot hatte das Bestreben, alle Revolutionen der

Vergangenheit zu übertrumpfen: Er schaffte die Geldwirtschaft ab und führte innerhalb von weniger als zwei Jahren eine vollständige Kollektivierung durch. Er versuchte den Jahrtausende alten Gegensatz zwischen Stadt und Land aufzulösen, indem er die Städter zu Bauern machte, und die gesellschaftlichen Unterschiede aufzugeben, indem er die besitzenden, intellektuellen und Handel treibenden Schichten liquidierte.

Die Forschung fahndet bis heute nach den genauen Ursachen für die ungeheure Grausamkeit dieses Terrorregimes. Der marxistisch-leninistischen Doktrin ist eine Mitverantwortung hierfür kaum abzuspüren, auch wenn man natürlich nicht übersehen darf, dass der grausame Gleichheitswahn der Roten Khmer auch andere Wurzeln hatte, beispielsweise die Individualismusfeindlichkeit und Sittenstrenge des Buddhismus, der die Kultur Kambodschas maßgeblich bestimmte.

Wahrscheinlich sind es auch diese uns fremden kulturellen Hintergründe (Konfuzianismus in China, Buddhismus in Kambodscha), die es der westlichen Linken schwer machten, an den asiatischen Kommunismus theoretisch anzuknüpfen. Zwar wurden Mao und Ho Chi Minh (Vietnam) als Aushängeschilder für den antiimperialistischen Kampf in der 68er-Zeit positiv bewertet, eine wirklich Auseinandersetzung mit ihnen fand aber nicht statt.

Anders verhält es sich im Falle der marxistischen Bewegungen in Lateinamerika, die von ihrem kulturellen Hintergrund für die westeuropäische Linke weit eher nachvollziehbar war. Von besonderer Bedeutung waren dabei die Entwicklungen in Kuba, Chile und Nicaragua.

Die Kubanische Revolution wurde von vielen zunächst als Musterbeispiel einer

gelungenen sozialistischen Machtübernahme gefeiert. Dabei war Fidel Castro – im Unterschied zu Ernesto Che Guevara – ursprünglich alles andere als ein Marxist oder Sozialist. Als Machtpolitiker erkannte er aber schnell, dass er seiner Revolution einen marxistisch-sozialistischen Anstrich geben musste, wenn er in der Konfrontation mit dem übermächtigen Amerika auf die Hilfe der Sowjetunion zählen wollte. Che Guevara hingegen war ein marxistisch-utopistischer Überzeugungstäter. Dem bürokratisch verwalteten Sowjetregime brachte er allerdings wenig Sympathie entgegen. Sein Ziel war eine marxistisch-kommunitäre Gesellschaft, die von der Idee der Selbstverwaltung bestimmt war und den „neuen Menschen auf Kuba“ hervorbringen sollte. Realpolitisch konnte sich Guevara jedoch kaum durchsetzen und so suchte er sein Glück im revolutionären Abenteuer, das am Ende zu seinem gewaltsamen Tod in Bolivien führte. Als Identifikationsfigur bot sich Guevara in vielfacher Hinsicht an, erstens als Vertreter eines alternativen, bürokratiekritischen Sozialismus, zweitens als Mann der Praxis, der die Welt nicht nur neu interpretieren, sondern auch verändern wollte, drittens als Märtyrer der Revolution, der nicht nur für seine Überzeugungen gelebt hatte, sondern auch für sie gestorben war. Last but not least sah der revolutionäre Che auch noch blendend aus, so konnte man ihn auch aus rein ästhetischer Perspektive wunderbar als Aushängeschild der Revolution vermarkten, was sich bis heute nicht groß verändert hat. Allerdings wirbt der tote Che heute weniger für den Sozialismus als für als revolutionär angepriesene Produkte der Wintersport- oder Telekommunikationsbranche. Selbst innerhalb der Linken hat Che heute nur noch ästhetische Aufklärung und Kritik, Sonderheft 10/2005

sche Bedeutung. Eine ernsthafte Auseinandersetzung mit seinen (bei genauerer Betrachtung reichlich unausgegorenen) Konzepten findet im Gegensatz zu den 1960er und 1970er Jahren kaum noch statt. Mehr oder weniger in Vergessenheit geraten ist auch ein Ereignis, das die europäische Linke in den siebziger Jahren in kollektive Erregung versetzte: Der Sturz und die Ermordung des demokratisch gewählten Marxisten Allende durch den von den USA gestützten General Pinochet. Dass die Vereinigten Staaten einem Diktator zur Macht verhalfen, um einen demokratischen Sozialismus zu vermeiden, festigte das durch die Kubablockade und den Vietnamkrieg bestens vorbereitete Bild Amerikas als imperialistisch agierenden Weltpolizisten. Als Jahre später die Regierung Reagan den sog. Contras in Nicaragua unter die Arme griff, um die in Managua herrschenden Sandinisten zu stürzen, führte dies hierzulande zu mitunter bizarr anmutenden Solidaritätsaktionen.

Die Abscheu vor Amerikas Politik war so groß, dass selbst eingefleischte Pazifisten Geld für die Aktion „Waffen für Nicaragua“ spendeten. Dass das Schicksal Nicaraguas in unseren Breitengraden eine so starke Resonanz fand, war nicht allein der Ablehnung gegenüber dem amerikanischen Imperialismus zu verdanken, sondern auch der Tatsache, dass sich in Nicaragua wie in vielen anderen lateinamerikanischen Ländern zwei Bewegungen verbündeten, die von ihrer ideologischen Ausrichtung eigentlich grundverschieden waren, nämlich der atheistisch sich verstehende Marxismus mit einem sozial engagierten, meist katholisch geprägten Christentum. Auch wenn Papst Johannes Paul II. die Vertreter der marxistisch inspirierten Befreiungstheologie innerkirchlich bald Aufklärung und Kritik, Sonderheft 10/2005

schachmatt setzte, so zeigte die lateinamerikanische Synthese von Marxismus und Christentum auch in Westeuropa nachhaltige Wirkungen. Das Arbeitsbündnis von progressiven Christen und konfessionslosen Linken hat sich bis heute gehalten. Insofern kann man sagen, dass die heutigen „Eine-Welt-Gruppen“ und Antiglobalisierungsinitiativen vom lateinamerikanischen Modell der Befreiungstheologie profitiert haben.

*Bewertung:* Mit dem kollektivistischen Marxismus des asiatischen Typus hätte Marx, der – wie insbesondere seine Entfremdungstheorie zeigt – von der Freiheit des Individuums aus dachte, sicherlich wenig anfangen können. Anders sieht es in Lateinamerika aus: Ein Marx an der Seite von Allende ist durchaus vorstellbar, inwieweit er auch an der Seite Castros und Che Guevaras gestanden hätte, ist schwerer einzuschätzen, möglicherweise hätte er die Machtübernahme der Guerilleros als einen blinden, „anarchistisch-aktionistischen Akt“ interpretiert.

### **5. Die (frühe) „Kritische Theorie“ (Horkheimer, Adorno, Fromm, Marcuse)**

Von großer Bedeutung für die politische Kultur der Linken in Deutschland war eine kleine Gruppe jüdischer Intellektueller, die in den 1920er Jahren begannen, die marxistische Theorie weiterzuentwickeln – bzw. (aus leninistischer Sicht) den Marxismus im kleinbürgerlichen Sinne zu entstellen. Max Horkheimer, der Leiter des damals frisch gegründeten Frankfurter Instituts für Sozialforschung, versammelte um sich herum junge Gelehrte, die Jahrzehnte später zu den wichtigsten Theoretikern der Studentenbewegung werden sollten, darunter u.a. Herbert Marcuse,

Erich Fromm und Theodor Adorno. Die Kernfragen, die die Frankfurter anfangs klären wollten, waren:

- Warum kam es in Deutschland nicht zur sozialistischen Revolution, obwohl doch anscheinend alle objektiven Voraussetzungen dafür gegeben waren?
- Warum führte die leninistische Revolution zu einem totalitären Regime?

In ihren theoretischen Auseinandersetzungen, die gleichermaßen vom Marxismus wie von der Psychoanalyse Freuds geprägt waren, gewann ein Konzept von Anfang an höchste Bedeutung: das Konzept der *Autorität*.<sup>22</sup> Solange autoritäre Charakterzüge die Gesellschaft dominierten, stellten die kritischen Theoretiker fest, standen die Chancen für eine freiheitliche, sozialistische Revolution denkbar schlecht. Das Proletariat, auf dem seit jeher die Hoffnungen der Sozialisten ruhten, taugte nicht als revolutionäres Subjekt, da die Proletarier selbst mehrheitlich eher autoritäre als antiautoritäre Charakterzüge aufwiesen.

Die Machtübernahme der Nationalsozialisten, die eine Emigration der Institutsmitglieder zur Folge hatte, schien diese Analyse nur zu bestätigen. Während Erich Fromm im amerikanischen Exil mit dem Bestseller „Die Furcht vor der Freiheit“ eine viel beachtete freudomarxistische Analyse des Nationalsozialismus vorlegte<sup>23</sup>, arbeiteten Horkheimer und Adorno an ihrem berühmten Buch über die „Dialektik der Aufklärung“<sup>24</sup>. Dort erklärten sie, warum sich die aufklärerische und damit auch die marxistische Fortschrittsverheißung in der Wirklichkeit nicht einlösen ließ. Die Weiterentwicklung der instrumentellen Intelligenz war eben nicht unmittelbar mit einer Weiterentwicklung der morali-

schen Intelligenz verbunden, die Vernunft entzauberte nicht nur die Welt, sondern auch sich selbst, und deshalb führte die zivilisatorische Überwindung der Barbarei nicht – wie von Marx versprochen – zum erhofften Reich der Freiheit, sondern bloß zu einer neuen Barbarei auf technisch höherem Niveau.

Mit der „Dialektik der Aufklärung“ erschütterten Horkheimer und Adorno das marxistische Geschichtsmodell bis ins Mark. An die Stelle des revolutionären Fortschrittsoptimismus trat nun beißender Kulturpessimismus und wenn es eine praktische Konsequenz ihrer Analysen gab, so war es der Rückzug ins Reich der Theorie.

Damit wollten sich Fromm und Marcuse jedoch nicht zufrieden geben. Während Fromm sein Konzept des „Radikalen Humanismus“ ausformulierte, die antiautoritäre Erziehung förderte und politische Reformvorschläge machte, die später Einzug ins Grundsatzprogramm der Grünen fanden, entpuppte sich Marcuse mehr und mehr als zentraler Stichwortgeber der militanten Linken.<sup>25</sup> Auch wenn er es vielleicht nicht in dieser Form beabsichtigte, trugen seine Auslassungen über die sog. repressive Toleranz<sup>26</sup> sowie seine Legitimation der revolutionären Gegengewalt dazu bei, dass ein Teil der Linken zum Schluss kam, auch in der BRD die Waffe der Kritik durch die Kritik der Waffen ergänzen zu müssen.

*Bewertung:* Vorausgesetzt Marx hätte die Zivilisationseinbrüche des Nationalsozialismus sowie des Sowjetkommunismus erlebt, wäre er ein Vertreter der Kritischen Theorie geworden? Mir scheint dieser spekulative Gedanke nicht abwegig zu sein, denn Fromms Analytische Sozial-Aufklärung und Kritik, Sonderheft 10/2005

psychologie oder auch Adornos Kritik der Kulturindustrie lassen sich auf hervorragende Weise in das Marxsche Denksystem einpassen. Schwer zu entscheiden ist die Frage, ob Marx eher dem pessimistischen (Horkheimer, Adorno) oder dem optimistischen Flügel (Fromm, Marcuse) angehört hätte: Für den Adornoschen Kulturpessimismus war er zu sehr auf eine Veränderung der Verhältnisse ausgerichtet, zur Frommschen „Revolution der Hoffnung“ fehlte ihm aber wohl die notwendige Dosis politischer Naivität.

## **6. Von der antiautoritären „Neuen Linken“ zur RAF**

Die Ursachen, die zur Entstehung der antiautoritären „Neuen Linken“ und der damit verbundenen Studentenbewegung führten, sind vielfältig und mittlerweile auch gut dokumentiert. Anzuführen sind in diesem Zusammenhang u.a.:

- die unzureichende Verarbeitung des Nationalsozialismus verbunden mit der Erkenntnis, dass ehemalige Nationalsozialisten im politischen und gesellschaftlichen Establishment der BRD Führungspositionen innehatten;
- die Empörung über den Vietnamkrieg, der als Akt des Imperialismus gedeutet wurde;
- die überenthusiastisch aufgenommenen Berichte über Befreiungskämpfe in Asien, Afrika und Lateinamerika;
- die veränderte Bildungspolitik, die aus den Eliteuniversitäten Massenuniversitäten machten;
- die sexuelle Revolution, die althergebrachte Beziehungsmodelle radikal in Frage stellte;
- die Pop- und Rockmusik, die als Sprachrohr der rebellierenden Jugend in ihrem Aufklärung und Kritik, Sonderheft 10/2005

vorwärts treibenden Beat die allgemeine Aufbruchstimmung transportierte.

In dem aufgeladenen kulturellen Klima dieser Tage entfalteten die Schriften der zuvor nur wenigen Intellektuellen vorbehaltenen Schriften marxistischer Theoretiker eine zuvor kaum für möglich gehaltene Breitenwirkung. Längst verschollen geglaubte Bücher wurden neu aufgelegt und zu vieldiskutierten Bestsellern. Wer nur irgendwie mitreden wollte, musste Marx & Co. gelesen haben und einigermaßen marxistisch phraseologisieren können. So entstand eine seltsame Melange aus Offenheit und Experimentierfreudigkeit auf der einen Seite und naiv sozialistischem Dogmatismus auf der anderen.

Dass die Bewegung der „neuen Linken“, die die Gesellschaft zweifellos in vielerlei Hinsicht kulturell befruchtete, zunehmend entgleiste und dabei in Teilen auch ihren ursprünglich antiautoritären Charakter aufgab, ist nicht nur auf die schon mehrfach angedeutete innere Widersprüchlichkeit des Marxismus zurückzuführen. Von Bedeutung sind hier vor allem:

- die Frustration, die mit der Enttäuschung der naiven Revolutionserwartung der Agitatoren einherging (im Unterschied zu Frankreich solidarisierten sich die deutschen Arbeiter nicht einmal kurzfristig mit den rebellierenden Studenten, deren merkwürdige Sprache sie nicht einmal verstanden),
- die Fehlinterpretation der gesellschaftlichen Situation (die späteren Terroristen glaubten, mit ihren Aktionen den angeblich „faschistoiden Charakter des Systems“ entlarven und dadurch „die Massen“ mobilisieren zu können),

– die unangemessen harten Reaktionen des Staates und der Medien auf die Provokationen der rebellierenden Studenten (Tod Benno Ohnesorgs, BILD-Hetze gegen Dutschke etc.). (Diese verheerende Eskalationsspirale lässt sich besonders gut demonstrieren am Beispiel der einstigen Journalistin und späteren Terroristin Ulrike Meinhof. Eine historische Parallele finden wir bei Karl Liebknecht, der sich unter dem Druck des Systems vom evolutionär denkenden Sozialdemokraten zum militanten Agitator wandelte.)

Fanden die erste Generation der RAF sowie die Mitglieder der „Bewegung 2. Juni“ noch eine durchaus beachtliche Unterstützung vonseiten der Linken, konnten die Terroristen späterer Generationen kaum noch auf Solidarität innerhalb der Szene hoffen. Wenn es zu Solidaritätsbekundungen kam, so hauptsächlich aufgrund der dramatisch klingenden Berichte über die Haftbedingungen der Gefangenen, eine tiefer gehende politische Analyse war damit kaum noch verbunden. Das Unverständnis gegenüber den Aktionen, die der letzten Generation der RAF zugeschrieben wurden, ging so weit, dass nicht wenige Linke zur Überzeugung gelangten, dass die letzte Generation der RAF eine Erfindung staatlicher und wirtschaftlicher Kräfte sei, um die Aufrechterhaltung des „politischen Repressionsapparates“ zu legitimieren bzw. unliebsame ökonomische Entwicklungen zu verhindern. In diesem Zusammenhang erlangte das im Knauer-Verlag erschienene Buch „Das RAF-Phantom“<sup>27</sup> Kultstatus innerhalb der linken Szene. Losgelöst von der Frage, ob und wenn ja: inwieweit die gewagte Theorie des RAF-Phantoms stimmig ist, die Tatsache, dass viele Linke im Rückblick die RAF

als ein Herrschaftsinstrument konservativer Kräfte einschätzen, zeigt an, dass der von der RAF eingeschlagene Weg des militanten Widerstandes nur wenig Rückhalt in der linken Szene fand.

*Bewertung:* Kann man sich Marx als Mitglied oder Unterstützer der Rote Armee Fraktion vorstellen? Wohl kaum. Er hielt terroristische Aktionen in nicht revolutionären Situationen für blinden Aktionismus, den er scharf verurteilte (das ist der rationale Anteil der überzogenen Marxschen Bakunin-Kritik, der oftmals übersehen wird!). Hätte Marx denn wenigstens Sympathien für die antiautoritäre Bewegung gehabt? Ich denke, diese Frage kann man (trotz des autoritären Habitus, mit dem Marx oftmals auftrat) mit „Ja“ beantworten. Schon 1842 wendete sich Marx gegen alle „Erziehungs- und Bevormundungstheorie“ und setzte dies allem Anschein auch in die Praxis um, wie die Journalistin Betty Lucas nach einem Londonbesuch bei der Familie Marx berichtete: „Marx’ Kinder sind in jeder Beziehung frei erzogen... Einige Äußerungen beleidigten mein christliches Herz.“<sup>28</sup>

## **7. Der Einfluss des Marxismus auf die Künste und die französische Philosophie (Existentialismus, Poststrukturalismus und Postmodernismus)**

Es fällt relativ schwer, bedeutende Künstler des 20. Jahrhunderts zu benennen, die nicht vom Marxismus in irgendeiner Weise beeinflusst wurden. Das Spektrum der Künstler, die marxistische Gedankengänge verarbeitet haben, reicht von Pablo Picasso und Frida Kahlo über Bertolt Brecht und Thomas Mann bis hin zu Charlie Chaplin. In den Werken dieser Künstler wurde die Aufforderung, alle knechtenden Aufklärung und Kritik, Sonderheft 10/2005

Verhältnisse umzuwerfen, und die Utopie einer gerechten Weltordnung, in der jeder nach seinen Bedürfnissen leben kann, in prägnante Formen gegossen. Diese Werke haben nicht nur den Zusammenbruch des real existiert habenden Sozialismus schadlos überstanden, sie werden auch noch in Zukunft das Denken und Empfinden von Menschen mitprägen – und damit zumindest den ethisch-politischen Impuls des Marxismus am Leben erhalten.

In diesem Zusammenhang darf auch der marxistische Einfluss auf die französische Philosophie, vor allem auf die Schriftstellerphilosophen Jean-Paul Sartre und Albert Camus, nicht vergessen werden. Beide verliehen dem Marxismus durch die Einbeziehung existentialistischer Positionen neue Schattierungen. Politisch gesehen war vor allem Camus' heftig umstrittenes Werk „Der Mensch in der Revolte“ von großer Bedeutung.<sup>29</sup> Camus kritisierte dort nicht nur den sowjetischen Totalitarismus in schärfster Form (was zum Bruch mit Sartre und seiner Verbannung aus orthodox sozialistischen Kreisen zur Folge hatte), er arbeitete auch zwei Punkte heraus, die für die spätere französische (post-strukturalistische und postmoderne) Philosophie zentral sind, nämlich

- das Problem der Macht (das weder Marx noch seine Nachfolger in befriedigender Weise lösen konnten), sowie
- die theoretische Unhaltbarkeit und praktische Inhumanität aller universalistischen Heilserzählungen (Camus zeigte auf, dass nicht nur der Fortschrittsautomatismus des Marxismus empirisch widerlegt war und es keinen Sinn machte, ihm weitere Generationen von Menschen zu opfern, sondern auch, dass jede umfassende Aufklärung und Kritik, Sonderheft 10/2005

Theorie in ihrer praktischen Anwendung inhumane Konsequenzen heraufbeschwören musste.)

Auf diese Weise leitete Camus schon Anfang der 1950er Jahre die Postmodernisierung des Marxismus ein. Ein Projekt, das wenig später von Foucault, Derrida, Lyotard, Baudrillard u.a. weiter verfolgt wurde und das vor allem nach dem Zusammenbruch des real existiert habenden Sozialismus den linken Diskurs bis in die Gegenwart hinein entscheidend prägte.

*Bewertung:* Marx hätte sich über seinen Einfluss auf die Künste sicherlich gefreut. Er litt sehr darunter, dass er sich mit den Künsten nicht in der Weise beschäftigen konnte, wie er es gern getan hätte. Ob er sich für die französische Philosophie des 20. Jahrhunderts stärker hätte begeistern können als für die Philosophie des 19. Jahrhunderts? Ich halte es zumindest nicht für ausgeschlossen, dass ein Marx des 20. Jahrhunderts Camus' „Mensch in der Revolte“ positiv rezipiert hätte...

## **8. Was bleibt vom Marxismus?**

Seit Marx die Grundlagen seiner Philosophie formuliert hat, sind mehr als anderthalb Jahrhunderte vergangen. Seitdem sind unzählige Ansätze entwickelt worden, die sich in der einen oder anderen Weise auf Marx bezogen haben. Was davon hat noch Bestand und wird auch noch Zukunft Bestand haben?

Der real existiert habende Sozialismus, der ausgehend von Lenins Oktoberrevolution über die Diktatur Stalins hin zur Breschnew-Doktrin, die Weltpolitik maßgeblich mitbestimmte, trat Ende der 1980er Jahre unbeklatscht von der Bühne der Weltgeschichte. Soweit ich dies einschätzen

kann, ist kaum ein westlicher Linker an der Wiederaufnahme dieses staatsbürokratischen Trauerspiels interessiert.

Die wenigen, noch existierenden Länder, die am Projekt einer staatlich sanktionierten Diktatur des Proletariats festhalten, genießen wenig Sympathie. Was China betrifft, so sehen und sahen sich die Linken hierzulande weit mehr auf der Seite der protestierenden Studenten, die auf dem Platz des Himmlischen Friedens von Panzern überrollt wurden, als auf der Seite der chinesischen KP. Nordkoreas Regime brauchte innerhalb der Linken kein Ansehen verlieren, da es dieses ohnehin nicht genoss. Fidel Castros Kuba profitierte zwar eine Zeitlang von einem gewissen Sympathie-Bonus (hervorgerufen durch eine geschickt vermarktete Che Guevara-Romantik sowie einiger Fortschritte im sozialen Bereich), die rücksichtslose Verfolgung von Kritikern sorgte aber dafür, dass sich in jüngster Zeit selbst hartnäckige Sympathisanten von Castro distanzieren.

Insofern besitzen heutige Marxisten – jenseits der Sozialdemokratie – wenige realpolitische Vorbilder, auf die sie sich positiv beziehen können. (Eine löbliche Ausnahme bildet hier vielleicht die kommunistische Partei Keralas. Kerala, ein bevölkerungsreicher Bundesstaat im Süden Indiens, war der erste Ort, an dem auf demokratischem Weg eine kommunistische Regierung gewählt, ihres Amtes enthoben und wieder gewählt wurde. Die Erfolge der indischen Marxisten, die auf Demokratisierung, Dezentralisierung und Landreform setzten, waren und sind beachtlich: Der Alphabetisierungsgrad im armen Kerala entspricht in etwa dem der reichen USA, das gleiche gilt für die durchschnittliche Lebenserwartung. Die Vermögens-

unterschiede in Kerala sind minimal, 90 Prozent der Bauern Grundbesitzer, Männer und Frauen gleichberechtigt. Religiöse Konflikte spielen kaum eine Rolle und die Bevölkerungsentwicklung ist stabil – eine ungewöhnliche, ja man muss sagen: vorbildliche Bilanz für ein Entwicklungsland im Allgemeinen und Indien im Speziellen.<sup>30</sup> Allerdings: Auch wenn man aus der klugen Politik Keralas viel über nachhaltige Politik in Entwicklungsländern lernen kann, als Vorbild für eine linke Realpolitik im Westen taugt der indische Bundesstaat kaum. Die sozioökonomischen und ökologischen Voraussetzungen sind schlicht und ergreifend zu unterschiedlich.)

Was also bleibt vom Marxismus – außer einigen großen Kunstwerken und der Erinnerung an die Verbrechen, die im Namen des Marxismus begangen wurden? Ich bin überzeugt, dass gewisse Elemente der marxistischen Theorie auch in Zukunft noch Bestand haben werden. Bleiben wird der für Humanisten unaufkündbare Imperativ, „alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist...“. Bleiben wird auch die Marxsche Entfremdungstheorie und die dahinter stehende Vorstellung, dass der Mensch sich in seinem Leben als Produzent, Konsument, als Mensch unter Menschen verwirklichen können sollte. Bleiben wird ebenfalls die Einsicht, wie stark unser individuelles wie gesellschaftliches Bewusstsein von historisch gewachsenen und ökonomisch bestimmten Kräften geprägt wird.

Auch Teile der marxistischen Religions-, Ideologie- und Kapitalismuskritik dürften nachhaltige Wirkungen zeigen. Beispielsweise die Warnung vor den Folgen, die Aufklärung und Kritik, Sonderheft 10/2005



mit einer ungebremsten Akkumulation des Kapitals verbunden sein können. In der Tat darf man neben den Erfolgen der kapitalistischen Marktwirtschaft ihre soziale, kulturelle wie ökologische Zerstörungskraft nicht übersehen. Angesichts des sowohl im globalen wie im nationalen Maßstab voranschreitenden Prozesses des Auseinanderklaffens von arm und reich, der verheerenden Umweltschäden und knapper werdender Energieressourcen sind durchaus Zweifel daran angebracht, ob die viel gepriesene „unsichtbare Hand des Marktes“ (ohne klar definierte Rahmensetzungen!) die Verhältnisse tatsächlich zum Besseren wird ordnen können. Viel eher scheint sie zum Instrument eines „perfekten Verbrechens“ zu werden – mit *Millionen von Opfern, erdrosselt von der unsichtbaren Hand des Marktes*. Insofern ist es durchaus verständlich, dass in den Reihen der Globalisierungskritiker Versatzstücke der Marxistischen Theorie reißenden Absatz finden.

**Fazit:** Als das Ostblocksystem zugrunde ging, stimmten einige, die sich als Sieger im Wettstreit der Systeme empfanden, triumphal das Totenlied auf den Marxismus an. Doch dieser Abgesang war verfrüht. Der Marxismus wird, so meine Einschätzung, solange virulent bleiben, solange es dem kapitalistischen System nicht gelingt, seine internen Widersprüche aufzuheben – ein Unterfangen, das schwerlich möglich sein wird aus Gründen, die im 19. Jahrhundert wohl niemand besser formuliert hat als Karl Marx

Das sage ich, obgleich ich mich selbst keineswegs als „Marxist“ bezeichnen würde. Ich halte es für hochgradig unsinnig und gefährlich, sich derart in seinem Denken und Handeln auf eine Person zu konzentrieren, um sie zur Aufklärung und Kritik, Sonderheft 10/2005

zentrieren, dass man ihre Lehre zum „Ismus“ erheben kann. Allerdings wäre es ebenso unsinnig und gefährlich, sich vor Erkenntnissen nur deshalb zu verschließen, weil sie in irgendeinem „Ismus“ begründet sind

Hilfreich wäre eine vorurteilsfreie Herangehensweise an das Werk von Karl Marx. Denn in dessen Werk steckt vieles, was auch gegenwärtig noch von Belang ist. Ignorieren wir diese Erkenntnisse, so erhöhen wir das Risiko, dass die totalitären Varianten des Marxismus (aber auch des Nationalismus und religiösen Fundamentalismus) wieder attraktiv werden. (Und wenn die Schere zwischen arm und reich noch weiter aufgeht, wird das viel früher geschehen, als wir uns das heute vorstellen können!)

Werden hingegen die Erkenntnisse von Marx sowie die Erkenntnisse derer, die den marxistischen Ansatz weiterentwickelt haben (in jüngster Zeit beispielsweise Robert Kurz) politisch ernster genommen, so könnten wir mit ihrer Hilfe durchaus in der Lage sein, größere Spielräume für das Projekt der offenen Gesellschaft zu schaffen, ein Projekt, das heute selbstverständlich nicht mehr in bloß nationalen Kategorien gedacht werden kann

Als Leitmaxime mag dabei ein Satz gelten, den Marx mehr als 100 Jahre vor dem Erdgipfel in Rio schrieb und mit dem er das heute so gerne zitierte „Prinzip der nachhaltigen Entwicklung“ vorwegnahm: „Selbst eine ganze Gesellschaft, eine Nation, ja alle Gesellschaften zusammengenommen, sind nicht Eigentümer der Erde. Sie sind nur ihre Besitzer, ihre Nutznießer, und haben sie als *boni patres familias* den nachfolgenden Generationen verbessert zu hinterlassen.“<sup>31</sup>

## Anmerkungen:

<sup>1</sup> MEW Bd.37, S.450

<sup>2</sup> Ich greife hier teilweise zurück auf meine Ausführungen in Schmidt-Salomon, Michael (1999): „Proletarier aller Länder verzeiht mir?“ Plädoyer für einen zu Unrecht angeklagten Philosophen. In: Aufklärung und Kritik 2/1999

<sup>3</sup> MEW, Bd.40, S.463

<sup>4</sup> MEW Bd.3, S.77

<sup>5</sup> MEW Bd.17, S.538

<sup>6</sup> a.a.O., S.539

<sup>7</sup> a.a.O., S.544

<sup>8</sup> vgl. hierzu Wagenlehner, Günther (1971): Staat oder Kommunismus. Lenins Entscheidung gegen die kommunistische Gesellschaft. Stuttgart.

<sup>9</sup> zitiert nach Shub, David (1976): Lenin. Geburt des Bolschewismus. München, S. S.222f.

<sup>10</sup> Lenin W.I.(1983): Ausgewählte Werke, Bd.6, Berlin, S.333-541

<sup>11</sup> Lenin 1983 Bd.3, S.461-584

<sup>12</sup> vgl. insbesondere Lenin 1983, Dd.2, S.643-770

<sup>13</sup> Shub 1976, S. 439, siehe auch Lenin 1983, Bd. 6, S. 616

<sup>14</sup> Lenin 1983, Bd.6, S.25

<sup>15</sup> zitiert nach Shub 1976, S.440

<sup>16</sup> Lenin 1983, Bd.2, S.55f.

<sup>17</sup> siehe Schmidt-Salomon, Michael (2005): „Mythos Marx“? Grundrisse des Lebens und Werks des Philosophen, Ökonomen und Politikers Karl Marx. In: Aufklärung und Kritik Sonderheft Karl Marx.

<sup>18</sup> Vgl. u.a. Jestrabek, Heiner (2003) (Hrsg.): Rosa Luxemburg. Freidenkerin des Sozialismus. Aschaffenburg; sowie Trotnow, Helmut (1980): Karl Liebknecht. Eine politische Biographie. Köln.

<sup>19</sup> Petrovic, Gajo (1980): Die Revolution denken. In: Raddatz, Fritz (Hrsg.): Warum ich Marxist bin. Frankfurt/M, S.180

<sup>20</sup> Bahro, Rudolf (1990): Die Alternative. Zur Kritik des real existierenden Sozialismus. Berlin.

<sup>21</sup> Vgl. zum, Folgenden: Courtois, Stéphane et al (1998) (Hg): Schwarzbuch des Kommunismus. Unterdrückung, Verbrechen und Terror. München. Kritische Einwände gegen diese Form der „Generalabrechnung“ mit dem Kommunismus finden sich in:

Mecklenburg, Jens/Wippermann, Wolfgang (1998) (Hg): „Roter Holocaust“? Kritik des Schwarzbuch des Kommunismus. Hamburg.

<sup>22</sup> Siehe vor allem: Horkheimer, Max/Fromm, Erich/Marcuse, Herbert et al (1936/1987): Studien über Autorität und Familie. Forschungsberichte aus dem Institut für Sozialforschung. Lüneburg.

<sup>23</sup> Fromm, Erich (1989): Gesamtausgabe, Bd. 1. München

<sup>24</sup> Horkheimer, Max/Adorno, Theodor W. (1969): Dialektik der Aufklärung. Frankfurt/M.

<sup>25</sup> Von besonderer Bedeutung war dabei vor allem: Marcuse, Herbert (1994): Der eindimensionale Mensch. Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft. München.

<sup>26</sup> Marcuse, Herbert (1966): Repressive Toleranz. In: Wolff, R.P./Moore, B./Marcuse, H.: Kritik der reinen Toleranz. Frankfurt/M.

<sup>27</sup> Wisnewski, Gerhard et al (1993): Das RAF-Phantom. Wozu Politik und Wirtschaft Terroristen brauchen. München.

<sup>28</sup> Zitiert nach vgl. Weissweiler, Eva (2002): Tussy Marx. Das Drama der Vatertochter. Köln, S.51

<sup>29</sup> Camus, Albert (2001): Der Mensch in der Revolte. Reinbek

<sup>30</sup> Auch in Bezug auf das subjektive Wohlempfinden der Einwohner schneidet Kerala überraschend gut ab, vgl. hierzu Klein, Stefan (2002): Die Glückseligkeit. Reinbek; S.262f.

<sup>31</sup> MEW Bd.25, S.784